

II Figurationen der Subjekt-Objekt-Dichotomie

165

Den folgenden Ausführungen liegt die Idee zugrunde, verschiedene **Stationen der Kognitionsforschung** gleichsam synoptisch zusammenzustellen, um hierdurch einen Blick auf übergreifende Bezugsprobleme zu gewinnen. Zugleich kann auf diesem Wege ein **Gefühl für die historischen Zusammenhänge wie auch für die institutionellen Bedingungen entstehen, aus denen heraus bestimmte wissenschaftliche Paradigmen und Zugänge entfaltet werden**. Unter dem Titel ›Am Anfang steht der Dualismus‹ treffen wir mit **René Descartes** zunächst auf jene Klasse erkenntnistheoretischer Probleme, die sich aus der **Subjekt-Objekt-Dichotomie und der ihr innewohnenden Paradoxie ergeben**. Die moderne Wissenschaft konnte sich gewissermaßen nur dadurch als modern bewähren, indem sie einen **eindeutigen Gegenstandsbezug herzustellen vermochte, der die unvermeidlichen Paradoxien des Beobachters verdeckte** bzw. unsichtbar werden ließ. Dies führte mit Blick auf eine **Wissenschaft der Kognition** zur Konsequenz, dass diese sich nun in unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen aufzuspalten hatte, von denen jede einzelne im Sinne einer wissenschaftlich ›sauberen‹ Gegenstandskonstitution ihre jeweils eigene Denkform erzeugt, ohne dabei jedoch zu einer übergreifenden Integration zu finden. **Doch die Subjekt-Objekt-Dichotomie bleibt virulent. Der Gegenstand der Kognition verwehrt sich einer eindeutigen Bestimmung und wir begegnen hier nolens volens polykontexturalen Reflexionsverhältnissen.**¹ Was von einem Ort der Betrachtung als überzeugende Kausalität erscheint, mag von einem anderen Ort aus gesehen nicht mehr recht überzeugen.

¹ Eine ausführlichere Einführung in die **erkenntnistheoretische Konzeption der Polykontextualität** findet sich in Kapitel I.1 ›Die gesellschaftschaftliche Reflexion der Hirnforschung‹. (Seite 29: - [vogd29:](#))

166

Vielmehr kann sich nun sogar, sobald man den Ort der Beschreibung wechselt, eine andere, der ersten Beschreibung widersprechende Logik zeigen. Beispielsweise ist es von einem bestimmten Bezugspunkt aus gesehen sehr wohl angemessen, **das Subjekt als kausal wirksame Entität** aufzufassen. Von einem anderen Reflexionsstandort betrachtet lassen sich ebenso überzeugende Gründe angeben, warum dies nicht der Fall sein könne, und das Bewusstsein bestenfalls ein nutzloses Epiphänomen darstelle.²

² Auch **Max Planck** erkannte die Antwort auf die Frage nach dem freien Willen als ein vom Standort abhängiges Problem: **»Von außen betrachtet ist der Wille kausal determiniert, von innen betrachtet ist der Wille frei. Mit der Festlegung dieses Sachverhaltes erledigt sich das Problem der Willensfreiheit. Es ist nur dadurch entstanden, dass man nicht darauf geachtet hat, den Standpunkt der Betrachtung ausdrücklich festzulegen und einzuhalten**« (Max Planck 1946, hier zitiert nach Watzlawick 1978).

Im zweiten Abschnitt werden wir uns genauer anschauen, unter welchen **epistemischen Bedingungen sich die Psychologie als eigenständige Disziplin konstituieren konnte**. Hierbei kann es uns nicht um eine Geschichte der Psychologie gehen. Der Sinn der Ausführungen besteht vielmehr darin, einige Stationen und Positionen herauszugreifen, die in besonderer Form als Beispiel für eine bestimmte Denkweise innerhalb der Psychologie stehen. Das Erkenntnisziel liegt darin, mit der Gegenüberstellung der verschiedenen **Denkformen** zu einem Vergleich zu kommen, der die Bezugsprobleme der Psychologie deutlicher hervortreten lässt. Wir begegnen dabei wieder **René Descartes**, landen dann mit Blick auf **Immanuel Kants** Zweifel an der Möglichkeit einer Wissenschaft von den inneren Seelenzuständen bei **Wilhelm Wundt** und werden uns zudem ausführlicher mit **William James** beschäftigen. Diese beiden großen **Väter der Psychologie standen noch für den**

Anspruch, die phänomenologische Erste-Person-Perspektive und den objektivistischen naturwissenschaftlichen Zugang zusammen denken zu können. Mit Blick auf die weitere Ausdifferenzierung der Psychologie können wir dann gleichsam **eine Oszillation zwischen den unterschiedlichen, inkommensurablen Denkformen** beobachten.

Dabei zeigt sich, dass die akademische Institutionalisierung den behavioristischen und psychophysiologischen Ansätzen leichter zu gelingen scheint als jenen integrativen oder konstruktivistischen Herangehensweisen, welche weiterhin beanspruchen, die ganze Komplexität des psychologischen Feldes im Blick zu behalten. Für die psychologische Disziplin scheint es unter den derzeitigen Bedingungen attraktiver zu sein, in eine Vielheit der Standorte auszudifferenzieren, als auf metatheoretischer Ebene zu einer Einheit zu finden.

Im dritten Abschnitt gelangen wir mit den **modernen Kognitionswissenschaften** zu einer Neubegründung eines Forschungszusammenhangs. Dieser speist sich zunächst überwiegend **aus kybernetischen, computerwissenschaftlichen und linguistischen Perspektiven**, findet aber dann zunehmend auch in den Neurowissenschaften Anschlüsse. Wir begegnen dabei drei unterschiedlichen Stadien der Theorie- und Modellbildung.

167

Mit dem **Kognitivismus** erscheint das Gehirn homolog zum Neumannschen Computer als eine Symbolverarbeitungsmaschine. Mit dem **Konnektivismus** treffen wir auf eine Forschungsperspektive, welche die kognitiven Prozesse in den sich **selbst konditionierenden neuronalen Netzwerken** verortet. Diese Form der Modellierung liegt näher an den neurophysiologischen Prozessen als die kognitivistische Betrachtungsweise.

Gleichzeitig entfernt sich eine auf diese Weise modellierte Kognition nun radikal von einer linguistischen Perspektive, die noch von einer semantisch-syntaktischen Verarbeitung propositionaler Gehalte ausgehen kann. Informationsverarbeitung erscheint nun nicht mehr als ein logisch-inferenzieller Prozess, sondern lässt sich eher als ein assoziativ-metaphorischer Vorgang verstehen.

Drittens kommen wir mit den **dynamizistischen Hirnmodellen** zu einer Beschreibungsebene, die hinsichtlich ihrer Charakteristik sowohl eine Nähe zu **phänomenologischen als auch zu neurodynamischen Prozessen** zeigt. **Zugleich verschwimmen aber nun die Grenzen zwischen Soft- und Hardware, zwischen Körper, Geist und Umwelt immer mehr.**

Für die Nähe zur ›Wirklichkeit‹ ist hier der Preis zu zahlen, dass auf der Ebene der theoretischen Integration die klassischen Gegenstandsbestimmungen verschwinden. Biologisches, Soziales und Psychisches – Materie, Kommunikation und Geist – lassen sich nun kaum noch auseinanderhalten.

Im letzten Abschnitt wird es darum gehen, den **wissenschaftssoziologischen Konsequenzen nachzuspüren, die sich aus einem solchermaßen zugleich naturalisierten wie soziologisierten Bewusstsein** ergeben. Die Frage ist, welche Praxen wissenschaftlicher Rede derzeit tragen und funktionieren. Hier lässt sich dann zeigen, dass **auf praktischer Ebene Formen der Erklärung angelaufen werden, die den Charakter polykontexturaler Argumentationsketten aufweisen. Einzelne Argumente erscheinen zwar weiterhin in sich schlüssig und folgen einer jeweils spezifischen wissenschaftlichen Kontextur. Sobald jedoch die komplexen Phänomene von Kognition und Bewusstsein zu erklären sind, wird zwischen den unterschiedlichen Denkformen hin und her gesprungen.**

Hierdurch entstehen inkonsistente Beschreibungen, die sich jedoch in der gegenwärtigen

Diskurskultur recht gut plausibilisieren lassen. So wie heutzutage der Medienkonsument von einem Kanal zum anderen zapft, um sich aus den zunächst unverbundenen Inhalten mit Weltwissen einen Flickenteppich zu basteln, lassen sich nun auch in der wissenschaftlichen Rede **unterschiedliche Weisen der Gegenstandskonstitution kreativ miteinander kombinieren. Psychologische, psychoanalytische, behavioristische, soziologische, systemtheoretische, reduktionistische, physikalische, funktionalistische, monistische, dualistische und andere Denkfiguren finden nun situativ zueinander, ohne dass dies den Gang der Argumentationskette gefährden würde.**

168

Abschließend wird die Frage nach dem **epistemischen Status solcher metatheoretisch unscharfen Beschreibungen** gestellt. Dies mündet in der These, dass es dem kognitionswissenschaftlichen Programm der menschlichen Selbsterkenntnis nicht mehr nur im strengen Sinne um Wahrheit gehen kann, sondern vor allem auch um die Ästhetik ihrer Figuration. (Boe: Vogd Seite 227: Naturalisiertes Bewusstsein)

1 Am Anfang steht der Dualismus

Wir beginnen unsere Geschichte bei René Descartes, und dies mit guten Gründen. Descartes steht für den Durchbruch des **modernen Wissenschaftsverständnisses, das auf kausale Erklärungen setzt und teleologischen Erklärungen eine Absage erteilt**. Die Welt und ihre Gegenstände werden nicht mehr auf ein verborgenes (göttliches) Ziel hin ausgerichtet gesehen. Vielmehr sind die Dinge innerhalb der Objektwelt jetzt mechanisch, das heißt als Resultat einfacher physikalischer Kräfte und Wirkungen zu verstehen. Die Wissenschaft kommt nun als *erklärende* Wissenschaft zu sich selbst, um sich von jetzt an gegenüber allen anderen Erklärungsansprüchen abzusetzen – vor allem gegenüber der Metaphysik. Folgerichtig spielen in Descartes' Philosophie auch physiologische Denkmodelle eine wichtige Rolle. **Der menschliche Körper mit seinem Gehirn wird entsprechend als eine Gliedermaschine betrachtet, die gleich einem Roboter funktioniert**. Die hiermit formulierte Theorieanlage ist explizit dualistisch, denn man braucht noch den **beseelten Geist, der dem Automaten an einer bestimmten Stelle seine Befehle eingibt**. Descartes identifizierte die Zirbeldrüse als das diesbezügliche Interface, über welches die Seele auf den Körper einwirken könne.

Boe: Geist und Körper spaltende Leitunterscheidung Beobachtung 1. Und 2. Ordnung

Auch wenn der Descartessche Dualismus und das hieraus abgeleitete Hirnmodell heutzutage von den allermeisten Neurowissenschaftlern und Philosophen eher belächelt wird, darf nicht vergessen werden, dass erst diese den **Geist und Körper spaltende Leitunterscheidung** die moderne Wissenschaft möglich werden ließ. Nur auf diesem Wege wurde es möglich, dem wissenschaftlichen Kausalitätsverständnis einen Raum zu geben, ohne allzu sehr mit der christlichen Tradition in Konflikt zu kommen. Schauen wir uns im Folgenden die erkenntnistheoretischen Implikationen dieser Figur etwas genauer an. Was bedeutet es, Physik und Metaphysik auf diese spezifische Weise voneinander zu trennen und zu unterscheiden?³

³ Insbesondere Richard Rorty hat in seinem Werk »Spiegel der Natur« die hierdurch aufgeworfene philosophische Tradition kritisch aufgearbeitet (Rorty 1987 [1979]).

169

Wir finden in Descartes einen Beobachter vor, der nichts anderes tut, als zwischen innen und außen zu unterscheiden, um sich genau durch diese Operation als Beobachter hervorzubringen. Die Unterscheidung von Selbst- und Fremdreferenz konstituiert den Beobachter und sobald dieser unterschieden ist, kann zwischen innen und außen, Subjekt und Objekt unterschieden werden.

Das Entscheidende an dieser Perspektive ist nun, dass das Erkennen keine andere Wahl mehr hat, als durch Bezeichnen eine Unterscheidung zu treffen, um dann zum anderen

zwischen den beiden Grenzen der Unterscheidung hin und her zu pendeln, also entweder die Innenseite oder die Außenseite zu bezeichnen, sich also entweder selbstreferenziell als Subjekt zu konstituieren oder fremdreferenziell eine Außenwelt zu behaupten.

Mit der Sprache wird die Subjekt-Prädikat-Objekt-Relation dann sowohl grammatisch als auch semantisch institutionalisiert, sodass auch hier kein Entkommen aus dem Prozess des Unterscheidens mehr möglich ist. Gleiches gilt für das Bewusstsein. Als ein sich selbst reflektierender Prozess verfängt es sich zwangsläufig in jenem infiniten Regress, entsprechend dem sich jeder Beobachter, der Wahrnehmung beobachtet, durch diese Operation zugleich als ein inneres Seelenwesen zu postulieren scheint, welches selbst wiederum mit einem Sensorium ausgestattet zu denken ist – denn ansonsten ließe sich ja nicht beobachten, wie beobachtet wird, dass beobachtet wird.

Mit der **Thematik der Selbstbeobachtung** begegnen wir *nolens volens* den *Paradoxien* des *Wiedereintritts der Form in die Form*. Auf formaler Ebene wurde die Struktur dieses Prozesses insbesondere von **George Spencer Brown** beschrieben.⁴
4 Spencer-Brown (1972). Siehe zur Einführung Felix Lau (2005) sowie Tatjana Schönwalder, Katrin Wille und Thomas Hölscher (2004).

Immer wenn das Subjekt sich nun selbst zum Gegenstand macht, wird auf operativer Ebene die Bewegung des Hineinnehmens der Unterscheidung in sich selbst vollzogen. Die durch die Subjekt-Objekt-Unterscheidung gezogene Grenze wird gleichsam immer wieder untertunnelt und so für die Konstitution des Selbst genutzt.

Entparadoxiert wird dieser Prozess durch den Verbrauch von Zeit, nämlich indem das Bewusstsein nur dadurch einen sinnvollen Bezug zur Welt herstellen kann, indem es ständig zwischen Selbst- und Fremdreferenz hin und her oszilliert.

Ein Verharren in einer Position oder Stelle würde es gleichsam erstarren lassen und seine eigenen konstitutionellen Bedingungen – nämlich das **Werden** bzw. den Prozess seiner Genese – unterminieren.⁵

⁵ In homologer Weise hat dann auch **Charles S. Peirce** das **Bewusstsein als ein Werden** rekonstruiert: **Das primordiale Datum von Welterfahrung ist das sinnliche Erleben. Dieses erscheint zunächst als *Erstheit* der unmittelbaren Sinneserfahrung.** Indem im Erleben nun auch auf sich selbst verweisende Zeichenprozesse entstehen, in denen im Erleben des Jetzt hypothetische Welten und Vergangenheiten konstruiert werden können, entsteht mit der ***Zweitheit* eine weitere Möglichkeit der Erfahrung.**

Erleben kann sich nun in Spannung zu sich selbst erleben – die *Reflexion* scheint in Distanz zum Sein treten zu können, um dann ihrerseits auf das Sein wirken zu wollen.

Schließlich wird in der ***Drittheit*** diese Spannung wiederum durch Praxis, nämlich als **intendierendes Erleben des Handelns überschritten.**

Der Clou der Peirceschen Konzeption besteht darin, **dass *Erstheit*, *Zweitheit* und *Drittheit* letztlich als eine Einheit zu fassen sind, nämlich als eine unmittelbare Praxis des Werdens, die sich als ein fortschreitender Zeichenprozess entfaltet und ausdifferenziert** (Vgl. Peirce 1991, 358 ff.).

Oder um mit William James zu sprechen: Aus einer »strictly positivistic point of view« haben wir nichts anderes als den »**stream of consciousness**« (James 1890).

170

Der Bezug zum Formkalkül an dieser Stelle ist kein Selbstzweck, ist nicht bloß eine Gedankenspielerei. Vielmehr geht es hier vor allem darum, ein Verständnis von der **Dynamik der Subjekt-Objekt-Unterscheidung zu gewinnen, also eine Ahnung dafür, dass die Paradoxien des inneren Seelenwesens sowie der **Dualismus von Geist und Materie** gewissermaßen selbst in die Form des Denkens eingewoben sind.**

Die Oszillation zwischen einer Überpointierung des Objektivismus auf der einen Seite und des Subjektivismus auf der anderen Seite ist dann nicht nur als eine philosophische Kuriosität anzusehen. Vielmehr müssen beide Pole als **zwei Seiten einer Medaille angesehen werden – formtheoretisch erscheinen Subjekt und Objekt als die paradoxe Form der Einheit einer Differenz.**

Inhärent in die **Operation des Unterscheidens** eingelassen, entstehen nun der materielle **Determinismus und der Solipsismus** als zwei denkbare Versionen von Welt. Ersterer geht als vermeintlich realistische Position davon aus, dass die ganze Welt gleich einem Uhrwerk im Prinzip eine riesige Maschine sei. Ein äußerer Beobachter, Gott oder der Laplacesche Dämon, könne in Kenntnis der Naturgesetze den Ablauf der Welt für alle Zeiten berechnen.

Ein fühlendes, wahrnehmendes Ich oder Subjekt kommt in diesem Weltbild nicht vor. Als Gegenpol geht die andere Position als subjektiver Idealismus davon aus, dass das Subjekt gleichsam die ganze Welt erträume.

171

Die vermeintliche Außenwelt existiert hier nur in unserer Phantasie. **Ludwig Wittgenstein** kam nach konsequenter philosophischer Überlegung bekanntlich zu dem Ergebnis, **dass streng genommen der Solipsismus mit dem Realismus zusammenfallen müsse, da das metaphysische Subjekt nicht als ein Teil, sondern als eine Grenze der Welt aufzufassen sei, die durch eine Unterscheidungsoperation konstituiert wird.**⁶

⁶ »5.631 Das denkende, vorstellende, Subjekt gibt es nicht. Wenn ich ein Buch schriebe ›Die Welt, wie ich sie vorfand‹, so wäre darin auch über meinem Leib zu berichten und zu sagen, welche Glieder meinem Willen unterstehen und welche nicht, etc., dies ist nämlich eine Methode, das Subjekt zu isolieren, oder vielmehr zu zeigen, daß es in einem wichtigen Sinne kein Subjekt gibt: Von ihm allein könnte in diesem Buch *nicht* die Rede sein. –

5.632 Das Subjekt gehört nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt.

5.633 Wo *in* der Welt ist ein metaphysisches Subjekt zu merken? Du sagst, es verhält sich ganz wie mit Auge und Gesichtsfeld. Aber das Auge siehst Du wirklich nicht. Und nichts *am Gesichtsfeld* läßt darauf schließen, daß es von einem Auge gesehen wird. [...]

5.64 Hier sieht man, **daß der Solipsismus, streng durchgeführt, mit dem reinen Realismus zusammenfällt. Das Ich des Solipsismus schrumpft zum ausdehnungslosen Punkt zusammen, und es bleibt die ihm koordinierte Realität.**

5.641 **Es gibt also wirklich einen Sinn, in welchem in der Philosophie nichtpsychologisch vom Ich die Rede sein kann. Das Ich tritt in die Philosophie dadurch ein, daß ›die Welt meine Welt ist‹. Das philosophische Ich ist nicht der Mensch, ist nicht der menschliche Körper, oder die menschliche Seele, von der die Psychologie handelt, sondern das metaphysische Subjekt, die Grenze – nicht ein Teil – der Welt**« (Wittgenstein 1990).

Boe: Der Grenzsitzer – Hagasuzza - wizard

Wir begegnen hier den Paradoxien eines Monismus, der Geist und Natur als Einheit unterscheiden will⁷ und – wie es **Erwin Schrödinger** in seinem arithmetischen Paradoxon so schön ausgedrückt hat – dennoch nur zu dem Schluss kommen kann, **dass unser denkendes und fühlendes Ich deshalb in unserem naturwissenschaftlichen Weltbild nicht vorkommen kann, weil es eben identisch mit diesem Weltbild ist.**⁸

⁷ Dies wohl wissend hat dann **Bateson** in seinem Theorieprogramm »Geist und Natur. Eine notwendige Einheit« die Frage des Bewusstseins bewusst umgangen:

»Es muß einen Grund geben, weshalb diese Fragen niemals beantwortet sind. Ich meine, wir könnten das als ersten Schlüssel zur Antwort verwenden – die historische Tatsache, daß es so viele Menschen versucht haben und keinen Erfolg hatten. Die Antwort muss irgendwo verborgen sein. Es muß so sein: Allein schon das Stellen dieser Frage schickt uns auf immer auf eine die falsche Spur, die den Fragesteller auf Abwege führt. Ein Ablenkungsmanöver« (Bateson 1987, 259 f.).

8 »Der Grund dafür, daß unser fühlendes, wahrnehmendes und denkendes Ich in unserem naturwissenschaftlichen Weltbild nirgends auftritt, kann leicht in fünf Worten ausgedrückt werden: **Es ist selbst dieses Weltbild. Es ist mit dem Ganzen identisch und kann deshalb nicht als Teil darin enthalten sein.** Hierbei stoßen wir freilich auf das arithmetische Paradoxon: **Es gibt scheinbar eine sehr große Menge solcher bewußten Iche, aber nur eine einzige Welt. Das beruht auf der Art der Entstehung des Weltbegriffs. Die einzelnen privaten Bewußtseinsbereiche überdecken einander teilweise. Der ihnen allen gemeinsame Inhalt, indem sie sich sämtlich decken, ist die »reale Außenwelt«.** Bei alledem bleibt aber ein unbehagliches Gefühl, das Fragen auslöst wie: Ist meine Welt wirklich die gleiche wie die deine? Gibt es *eine* reale Welt, verschieden von den Bildern, die auf dem Weg über die Wahrnehmung in einem jeden von uns hineinprojiziert werden? Und wenn es so ist, gleichen diese Bilder der realen Welt oder ist diese, die Welt »an sich«, vielleicht ganz anders als die Welt, die wir wahrnehmen? Solche Fragen sind sehr geistreich, aber nach meiner Meinung sehr dazu angetan, in die Irre zu führen. Sie sind durchweg Antinomien oder führen auf solche, die ich das arithmetische Paradoxon nenne: den *vielen* Bewusstseins-Ichen, aus deren sinnlichen Erfahrungen die *eine* Welt zusammengebraut ist« (Schrödinger 1991, 159).

172

Schauen wir nun etwas ausführlicher auf die Eigenarten von Descartes' Lösung. Bekanntlich postuliert er eine Trennung von Geist in Form einer Seele und den deterministisch ablaufenden materiellen Prozessen. Die Gesetze der Letzteren lassen sich prinzipiell durch wissenschaftliche Methoden erkunden. Die Seele selbst steht jedoch außerhalb dieser Prozesse. Die Erforschung der seelischen Dynamik gehört entsprechend nicht mehr in die Sphäre der Physik, sondern wird der Theologie oder Metaphysik überantwortet.

Dieser Dualismus erschafft eine Reihe von epistemologischen Problemen – etwa die Frage, wie ein unabhängiges Seelenwesen mit der materiellen Welt wechselwirken kann, ohne die Gesetze der Physik (z. B. Den Energieerhaltungssatz) zu verletzen. Auch lässt sich mit Blick auf die Erklärungskraft des Dualismus mit Wittgenstein feststellen, dass die »Annahme« einer unabhängigen Seele gar nicht das leistet, »was immer man mit ihr erreichen wollte«.9 Wittgenstein (1990, Präposition 6.4312).

Philosophisch scheint Descartes' Antwort nur eine Scheinlösung zu liefern. Doch aus *soziologischer* Perspektive ist hier feststellen, **dass durch diesen philosophisch unlauteren Trick die *Subjekt-Objekt-Paradoxie* sich so weit beruhigen lässt, dass man ungestört mit der *Praxis* von Wissenschaft beginnen kann. Man braucht sich nicht unnötig mit den Schwierigkeiten des Beobachters herumzuschlagen. Das Verhältnis von innen und außen lässt sich nun in einer Weise fixieren, dass sich im Sinne eines naiven Realismus der Außenwelt einfache Kausalitäten zurechnen lassen, ohne zugleich Aussagen zur Natur der Seele oder den die Wahrnehmung konstituierenden Beobachtungsverhältnissen treffen zu müssen.**

173

Das Wesen der Welt erscheint nun weder wie bei Platon verschleiert noch wie bei Aristoteles einer Formkraft unterworfen, die auf ein Telos hinzielt. Zudem – und dies ist aus gesellschaftstheoretischer Sicht wohl eine der wichtigsten Leistungen der Descartesschen Semantik – wurde die Unterscheidung zwischen Physik und Metaphysik in einer naturwissenschaftlichen Praxis möglich, ohne dabei allzu sehr mit der für die Seele zuständigen Theologie ins Gehege zu kommen. Die Emanzipation der Wissenschaft gegenüber der göttlichen Offenbarung konnte beginnen, indem mit Blick auf »**positives Wissen**« ein eigener Code wie auch eine eigene methodologische Programmatik entwickelt wurde, die es unter den Bedingungen des naiven Realismus gestattete, irdische Wahrheiten zu produzieren, ohne dabei in einen offenen Konflikt zu den höheren transzendenten Wahrheiten der Kirche zu treten.

Gerade über die **Trivialisierung ihrer Gegenstände konnte die Wissenschaft beginnen, Fakten zu schaffen**. Diese manifestierten sich dann vor allem als eine technische und technologische Faktizität, die nun als bestehende Realität bestenfalls noch von der Kulturkritik, nicht mehr jedoch aus den mittlerweile institutionalisierten wissenschaftlichen Wahrheitsbedingungen in Frage gestellt werden konnten. Auch die Trennung der wissenschaftlichen Disziplinen war nun erfolgreich vollzogen. Während der lateinische Begriff *Ars* ursprünglich sowohl Handwerk als auch Kunst, sowohl Kunstlehre als auch wissenschaftliches System, sowohl Technik wie auch Philosophie meinte, waren die Sphären von Theorie und Praxis, Kultur und Technik nun deutlich getrennt. Wissenschaft konnte sich jetzt anhand der Untersuchung eines konkreten Gegenstandsbereiches definieren und identifizieren.

Hieraus entwickelte sich dann auch die Differenzierung in unterschiedliche Disziplinen, zunächst in die **hard und soft sciences**, später spalteten sich die Künste von den Geisteswissenschaften und von diesen dann die Sozialwissenschaften ab. Als Soziologie und Politikwissenschaften fanden Letztere mit dem modernen Staat und der nun aufscheinenden Agonie zwischen bürgerlichem Individuum und der Gesellschaft ein eigenes Bezugsproblem, über das sich beide erfolgreich als wissenschaftliche Disziplinen konstituieren konnten.¹¹

¹¹ Vgl. aus dieser Perspektive zum ›Soziologischen Diskurs der Moderne‹ Armin Nassehi (2006a).

174

Mit guten Gründen erscheint Descartes hier als *der* Protagonist der Moderne, und zwar sowohl im Sinne der Prometheusschen Programmatik der Aufklärung als auch mit Blick auf die funktional differenzierte Gesellschaft, die ihre Funktionssysteme Wissenschaft, Politik, Religion, Erziehung etc. nun nicht mehr konfliktiv gegeneinander, sondern neben- und miteinander ausdifferenziert. Descartes' **semantische Figur, einen Objektivismus zu postulieren**, der nicht zugleich das Subjekt als Handlungsträger und Adressaten religiöser Heilsbemühungen suspendierte, war gesellschaftlich außerordentlich erfolgreich. Die eigentliche Bedeutung der Descartesschen Denkfiguren im Speziellen und der Philosophie der Moderne im Allgemeinen besteht mit Richard Rorty nicht in den Wahrheitsbedingungen der aufgestellten Propositionen, sondern in der sozialperspektivischen Frage, wie sich in pragmatischer Weise *Kulturpolitik* betreiben lässt, also neue gegenüber alten Kulturpraxen in Stellung gebracht werden können.¹² ¹² Vgl. Rorty (2007).

Entfaltung der Paradoxie des Dualismus

Der Descartes'sche Dualismus gestattete Fortschritt – mit dem Christentum und innerhalb der alteuropäischen Semantik.¹³

¹³ Insbesondere die protestantische Ethik – so Max Weber – wird dann mit ihrer besonderen Affinität zum weltlichen Erfolg zum eigentlichen Motor der Moderne – und auch hier nicht in einem Gegeneinander, sondern im Miteinander von Religion und Wissenschaft (Weber 2007).

Mit Hilfe dieser Figur gelang es, **die Paradoxie der Subjekt-Objekt-Dichotomie so lange stillzustellen, dass der Corpus positiven Wissens insoweit anwachsen konnte, ohne dass die im dualistischen Szientismus angelegten Zweifelmöglichkeiten vorschnell die Entwicklung der Wissenschaften blockieren konnten**.

Denn **sobald die Form der Unterscheidung wieder in sich selber eintritt, also die mit dem Dualismus stabilisierte Subjekt-Objekt-Dichotomie entweder objektiviert oder subjektiviert wird, kommt die Paradoxie erneut in Bewegung**. Dies führt unweigerlich zur *Beunruhigung* und *Irritation* – und zwar sowohl in Hinblick auf die Aufgabenteilung von Religion und Gesellschaft als auch hinsichtlich des Vertrauens in die Wissenschaft.

Auf der einen Seite wird nun die Idee des inneren Seelenwesens fragwürdig. Die liberalen Kräfte der Aufklärung können sich mit einer hirndeterministischen Auffassung gegen die religiösen Vorstellungen der Konservativen wenden. Auf der anderen Seite scheinen nach genauerem Hinsehen auch die epistemischen Bedingungen der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion alles andere als eindeutig. **Spätestens mit Immanuel Kant kommt nun das positivistische Realitätsverständnis der Wissenschaft ins Wanken.**

175

Mit der »Kritik der reinen Vernunft« werden die alltagsweltlichen Realitätsannahmen als naiv entlarvt, denn jedes Erkennen ist nun als durch den Erkenntnisvorgang vorstrukturiert zu sehen.¹⁴ Die Welt erscheint jetzt nicht mehr als unmittelbar gegeben, sondern durch spezifische Kategorien vermittelt, die dann a priori als *transzendente Subjektivität* vorausgesetzt werden müssen. Erkenntnis wird unter diesen Bedingungen voraussetzungsreich und auch wissenschaftliche Erkenntnis benötigt entsprechend eine transzendente Methodenlehre. Konsequenterweise glaubt Kant dann auch nicht an die Möglichkeit einer Wissenschaft von den inneren Seelenzuständen. Einer diesbezüglichen Psychologie wird eine klare Absage erteilt.¹⁵

¹⁴ Kant (1952 [1781]).

¹⁵ **»Ich behaupte aber, daß in jeder besonderen Naturlehre nur so viel *eigentliche* Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin *Mathematik* anzutreffen ist. Denn nach dem Vorhergehenden erfordert *eigentliche* Wissenschaft, vornehmlich der Natur, einen reinen Teil, der dem empirischen zum Grunde liegt, und der auf Erkenntnis der Naturdinge a priori beruht. Nun heißt etwas a priori erkennen es aus seiner bloßen Möglichkeit erkennen. Die Möglichkeit bestimmter Naturdinge kann aber nicht aus ihren bloßen Begriffen erkannt werden; denn aus diesen kann zwar die Möglichkeit des Gedankens (daß er sich selbst nicht widerspreche), aber nicht des Objekts, als Naturdinges erkannt werden, welches außer dem Gedanken (als existierend) gesehen werden kann. Also wird, um die Möglichkeit bestimmter Naturdinge, mithin um diese a priori zu erkennen, noch erfordert, daß die dem Begriffe korrespondierende *Anschauung* a priori gegeben werde, d. i. daß der Begriff konstruiert werde. Nun ist die Vernunftkenntnis durch Konstruktion der Begriffe mathematisch. [...] Noch weiter aber, als selbst Chymie, muß empirische Seelenlehre jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben, erstlich weil Mathematik auf die Phänomene des inneren Sinnes und ihre Gesetze nicht anwendbar ist, man müßte denn allein das *Gesetz der Stetigkeit* in dem Abflusse der inneren Veränderungen desselben in Anschlag bringen wollen, welches aber eine Erweiterung der Erkenntnis sein würde, die sich zu der, welche die Mathematik der Körperlehre verschafft, ohngefähr so verhalten würde, wie die Lehre von den Eigenschaften der geraden Linie zur ganzen Geometrie. Denn die reine innere Anschauung, in welcher die Seelen-Erscheinungen konstruiert werden sollen, ist die Zeit, die nur eine Dimension hat. Aber auch nicht einmal als systematische Zergliederungskunst, oder Experimentallehre, kann sie der Chymie jemals nahe kommen, weil sich in ihr das Mannigfaltige der inneren Beobachtung nur durch bloße Gedankenteilung voneinander absondern, nicht aber abgesondert aufbehalten und beliebig wiederum verknüpfen, noch weniger aber ein anderes denkendes Subjekt sich unseren Versuchen der Absicht angemessen von uns unterwerfen läßt, und selbst die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alteriert und verstellt. Sie kann daher niemals etwas mehr als eine historische, und, als solche, so viel möglich systematische Naturlehre des inneren Sinnes, d. i. eine Naturbeschreibung der Seele, aber nicht Seelenwissenschaft, ja nicht einmal psychologische Experimentallehre werden; welches denn auch die Ursache ist, weswegen wir uns zum Titel dieses Werks, welches eigentlich die Grundsätze der Körperlehre enthält, dem gewöhnlichen Gebrauche gemäß des allgemeinen Namen oder der Naturwissenschaft bedient haben, weil ihr diese Benennung im eigentlichen Sinne allein zukommt und also hierdurch keine Zweideutigkeit veranlaßt wird«** (Kant 1786, IX).

176

Ein wenig später können dann Fichte und Schelling im deutschen Idealismus zugleich mit Kant und gegen Kant argumentierend die Metaphysik und damit auch das Subjekt in neuer Form rehabilitieren.

Einen anderen Weg schlägt **Edmund Husserl** mit seinem philosophischen Projekt der **wissenschaftlichen Phänomenologie** ein, auf das wir weiter unten noch ausführlicher eingehen werden. In radikal empirischer Manier wird nun am **inneren Erleben** angesetzt, um die **Bewusstseinsakte** selbst zum Gegenstand der Analyse werden zu lassen. Auf diesem Wege gelingt es auch, Kants transzendentes Subjekt als Bedingung der Erkenntnis hinter sich zu lassen – freilich um auf anderer Ebene anderen »unlösbaren« Problemen zu begegnen. **Husserl scheiterte bekanntlich an der Frage, wie unter seinen epistemischen Bedingungen das Problem der Intersubjektivität gefasst werden kann.**¹⁶

16 Vgl. Luhmann (1995c).

Mit der **Sprachphilosophie** im Anschluss an Wittgenstein erscheint eine weitere Stufe, eine neue Art und Weise, wie die Paradoxie der Subjekt-Objekt-Dichotomie entfaltet werden kann. Hier steht die Einsicht im Vordergrund, **dass die Sprache ein selbstreferentielles Zeichensystem darstellt und Sprache eben nur auf Sprache verweisen kann.**

Für die Philosophie des 20. Jahrhunderts haben sich hieraus zwei große Hauptwege ergeben. Zum einen – insbesondere die analytische Philosophie geht diesen Weg – wird weiterhin das Hauptaugenmerk darin gesehen, dem Gespenst der Metaphysik entgegentreten zu können. Philosophie erscheint nun vor allem als Kritik an der falschen Verwendung von Sprache.

Demgegenüber versucht der Poststrukturalismus das alte Bezugsproblem der Subjekt-Objekt-Dichotomie zu umschiffen und entdeckt in Form und Gebrauch von Sprache – eben im Diskurs – selbst das Spielmaterial für seine Analysen. Auf eine außerhalb der Sprache liegende Realität braucht nun nicht mehr rekuriert zu werden. Entsprechend wird in der postmodernen Form der Bearbeitung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses allein die Verschiebung von Texten zum Gegenstand.

177

Die Paradoxie der Dichotomie wird beruhigt (wenngleich nicht aufgehoben), indem diese selbst als Text behandelt wird und damit der Autor verschwindet.

Mit Blick auf die hier in groben Linien nachgezeichnete **Ideengeschichte** begegnen wir **verschiedenen Arrangements und Kontextualisierungen, um Objekte und Subjekte der Erkenntnis, um Erkenntnismittel und Ergebnisse in eine hierarchische, jeweils wohl definierte Beziehung treten zu lassen. Mit jedem Zugang ergeben sich unterschiedliche wissenschaftliche Gegenstände als unterschiedliche Praxisformen einer bestimmten wissenschaftlichen Reproduktionsweise.**

Wir begegnen hier einer **Wissenschaftsgeschichte**, in der sich die unterschiedlichen philosophischen und wissenschaftlichen Disziplinen voneinander trennen und hierdurch jene analytische Schärfe gewinnen, um ihren Gegenstand in methodologisch reiner Form hervorzubringen. Doch **unterhalb der analytisch herauspräparierten Kategorien bleibt die Subjekt-Dichotomie weiterhin virulent, sei es in Michel Foucaults Einsicht, dass die Humanwissenschaften nolens volens auf einer »transzendente[n] Überhöhung« beruhen, die »der Entschleierung des Nichtbewussten« umgekehrt proportional ist,**¹⁷ sei es mit **Bruno Latours Erkenntnis, dass jeder Reinigungsarbeit eine Vermittlungsarbeit vorangehen muss, in der sich die Identitäten von Subjekten und Dingen in Netzwerken wechselseitig konstituierender Aktanten verflüssigen,**¹⁸ oder eben in Rortys Befund, **dass die Trennung von Wissenschaft und Glauben auf einer Ideologie beruht, die unter den heutigen kulturellen Voraussetzungen eigentlich nicht mehr gebraucht wird.**

17 Foucault (1999, 437 ff.).

18 Latour (2002).

Wie auch immer, der modernen Wissenschaft – jedenfalls so, wie wir sie kennen – gelang es nur deshalb, sich selbst als Wissenschaft zu identifizieren (und so vom Glauben abzugrenzen), indem sie spaltet und abgrenzt und ausblendet. Die Newtonsche Physik funktioniert gerade aufgrund ihrer Reduktionismen und gerade weil der naive Realismus gestattet, die erkenntnistheoretischen Paradoxien des Beobachters in der Forschungspraxis auszublenden.

Die Entparadoxierungsstrategie der modernen Wissenschaft beruht darauf, all jene **störenden Fragen methodologisch ausklammern zu können, welche die Zirkularität des Erkenntnisprozesses in einer die wissenschaftliche Arbeit störenden Weise offenbar werden lassen**. Mit den Fortschritten einer so verstandenen Wissenschaft verschwand in den Akademien zunehmend auch der alte Typus des Universalgelehrten, der zugleich von Physik, Physiologie, Philosophie und Theologie etwas verstand. An seine Stelle trat dann jene Generation von Wissenschaftlern, die vor allem einen bestimmten Set von Methoden beherrschen, also in der Lage sind, systematisch, in organisierter Weise und den Standards der internationalen Journale folgend Wissen zu produzieren. **Moderne Wissenschaft funktioniert gerade deshalb, weil es ihr gelingt, die eigentliche Komplexität des Lebens und der Welt auf eine überschaubare Anzahl von Kausalitätsbeziehungen zu reduzieren**. Die **semantische Engführung des wissenschaftlichen Gegenstandsbezuges** lässt die großen Probleme der Welt und des Lebens in den Hintergrund treten und erzeugt stattdessen einen Set *operativ* beantwortbarer Fragestellungen.²⁰

²⁰ In diesem Sinne gilt dann auch Heinz von Foerster Maxime: *Hard science have soft problems and soft sciences have hard problems* (s. von Foerster 1994, 337).

Die Entparadoxierung funktioniert hier über die Produktion *viabler* Rückzugslinien, die eben deshalb funktionieren, weil sie einen **dekontextualisierten Untersuchungsgegenstand** erzeugen. An diesen lassen sich dann in einem zweiten Schritt Fragestellungen anknüpfen, die über bestimmte **methodische Zugänge an Wahrheitsbedingungen gebunden werden, bei denen sich im Sinne des binären Codes der Wissenschaft eindeutig zwischen wahr und falsch unterscheiden lässt**.

Auch die Geistes- und Sozialwissenschaften können auf diesem Wege als Wissenschaft zu sich selbst kommen: Erstere beispielsweise dadurch, dass die unscharfe Vermittlungsarbeit der Hermeneutik – der Versuch einer sinnlichen Rekontextualisierung der Sinnhorizonte – zugunsten entstofflichter dekontextualisierter und damit objektivierbarer Textanalysen aufgegeben wird,²¹ Letztere, indem nur noch methodologisch operationalisierbare Modellparameter zählen, während all die anderen Dimensionen sozialer Praxen – homolog dem *black box Modell* des Behaviorismus – konsequent aus der wissenschaftlichen Arbeit ausgeblendet werden. Insbesondere im Projekt der Szientifizierung sozialer Praxen drängen die Paradoxien der hier forcierten Unterscheidungen jedoch schnell an die Oberfläche. Worin die Evidenz der *evidence based practice* liegt,²² ob in **den komplexen Feldern der Sozialwissenschaften die Unterscheidung zwischen wahr und falsch noch sinnvolle Wahrheiten produziert, und worin eigentlich noch der Kontext bzw. Gesellschaftsbezug einer zunehmend dekontextualisierten Sozialwissenschaft besteht, sind Fragen, die virulent werden, sobald der Bogen einer so verstandenen Verwissenschaftlichung überspannt wird**.

All dies darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass innerhalb der Wissenschaft unter den gegebenen Verhältnissen keine Alternative dazu besteht, die Forschungsgegenstände in einer Weise zu reduzieren und einzuschränken, dass diese sichtbar und zugänglich werden.

Doch zugleich entsteht mit dieser methodologischen Engführung unweigerlich jener ›blinde Fleck‹, der verdeckt, dass die hiermit entstandene Erkenntnis nur aufgrund einer bestimmten und hochselektiven Sichtweise entstanden ist. **Die Wahrheitsbedingungen der Wissenschaft funktionieren nur, wenn sie ihre Gegenstände als Objekte konstituieren, ohne zugleich die Konstitutionsbedingungen dieser Praxis zu thematisieren.**

Die Betonung liegt hier auf dem Wort ›zugleich‹, denn sehr wohl kann Wissenschaft den wissenschaftlichen Prozess zum Gegenstand werden lassen – man denke hier etwa an die Wissenschaftsgeschichte, die Wissenschaftssoziologie und die Erkenntnistheorie. Als wissenschaftliche Reflexion funktionieren diese im *Nacheinander* einer nun *verschobenen* Beobachterperspektive, in der eine wissenschaftliche Arbeit eine andere wissenschaftliche Praxis zum Gegenstand macht. Hierdurch wird *nolens volens* ein neuer blinder Fleck erzeugt, denn auch diese Beobachtung kann den sie selbst konstituierenden Unterscheidungsgebrauch nicht sehen.²³

²¹ Siehe hier als Beispiel etwa Roland Barthes' strukturalistisches Verständnis der Analyse literarischer Texte (Barthes 1988).

²² Vgl. hierzu Schwandt (2005) und Vogd (2002).

²³ Oder um hier nochmals mit Wittgenstein zu sprechen, »nichts *am Gesichtsfeld* läßt darauf schließen, daß es von einem Auge gesehen wird« (Wittgenstein 1990, Proposition 5.633).

180

Für die ausdifferenzierten modernen Wissenschaften ergeben sich in Bezug auf die Form ihres Gegenstandsverhältnisses – also je nachdem, was nun als Erkenntnisobjekt und entsprechend komplementär als Erkenntnissubjekt gesetzt wird – **drei Denkformen**, denen dann auch *drei* unterschiedliche *wissenschaftliche Sozialpraxen* entsprechen: **die physische Denkform, die semantische Denkform und die phänomenale Denkform**. Jede dieser Denkformen konstituiert damit nicht nur ihren eigenen Gegenstandsbereich, sondern eine spezifische Art und Weise, Wissenschaft zu betreiben.²⁴

²⁴ Karl Popper (1991, 61 ff.) spricht hier von »drei Welten«. Mit Blick auf den Prozess der Erkenntniserzeugung halte ich es jedoch für sinnvoller, mit Uwe Laucken von »**drei Denkformen**« und den ihnen korrelierten »**Sozialpraxen**« zu sprechen (Laucken 2003, 382).

In der **physikalischen Denkform** – nur sie ist in der Lage, in strengem Sinne kausal zu erklären – kann Physisches nur Physisches bewirken. **Die Wahl der Denkform spezifiziert gleichzeitig die Beziehung zwischen Subjekt und Gegenstand der Erkenntnis. In der physikalischen Denkform wird das phänomenologische Bewusstsein ebenso wie die semantischen Fragen der Wirklichkeitskonstruktion als Erkenntnisgegenstand inhaltlich ausgeschlossen.**

Dies bedeutet nicht, dass im Forschungsprozess *handlungspraktisch* nicht auch auf Daten des Bewusstseins und auf Diskurse zugegriffen werden kann und muss. Dennoch fallen diese Sphären als Konstitutionsbedingungen objektiver Erkenntnis metatheoretisch in den Bereich des blinden Fleckes. An einen so verstandenen Realismus können sich komplizierte Reflexionsverhältnisse anschließen, in denen das Verhältnis von Induktion und Deduktion²⁵ und die Frage der Korrespondenz zwischen Modell und Wirklichkeit problematisiert werden.²⁶

²⁵ Siehe vor allem Popper (1993).

²⁶ Vgl. Hilary Putnam (1991) und Werner Diedrich (1991).

Hier kann dann auch darüber nachgedacht werden, wie Wahrnehmungstäuschungen die Ergebnisse verzerren können. Homolog hierzu lässt sich eine **phänomenologische Denkform** als ein in sich geschlossener Gegenstandsbereich erzeugen. Das Bewusstsein wird hier zum Datum und entsprechend stellt sich nun aus wissenschaftlicher Perspektive die Frage, wie im **stream of consciousness** die Daten des Bewusstseins miteinander in Beziehung stehen.

Auch hier ergeben sich mit Blick auf die Methodologie eines solchen Forschungsprojektes **komplizierte Reflexionsverhältnisse**, für deren Systematisierung vor allem der Name Edmund Husserl steht.

In der dritten Denkform wird die Semantik selbst zum Objekt der wissenschaftlichen Vergegenständlichung. Mit Blick auf die Autologie dieses Projektes, das eben selbst wiederum nur in Form semantischer Prozesse stattfinden kann, ergibt sich wiederum eine eigene Klasse erkenntnistheoretischer Reflexionslagen.²⁷

²⁷ Siehe zu einer diesbezüglichen erkenntnistheoretischen Auseinandersetzung etwa **Luhmann (1998c)**.

181

Alle drei Denkformen sind in Bezug auf die Aufrechterhaltung und Reinerhaltung des Gegenstandsbezugs in sich geschlossen. Um mit Uwe Laucken zu sprechen: »Ist Physisches bewirkt, so durch anderes Physisches; und wirkt Psychisches, so auf anderes Psychisches. **Aber auch der semantische und phänomenale Kosmos sind in sich kausal geschlossen – sei es verweisungs- oder sei es sinnkausal**«. ²⁸

Semantik, Bewusstsein und Physis erscheinen nun als unterschiedliche Gegenstandsbereiche, die in getrennten wissenschaftlichen Praxisbereichen zu erforschen sind. Die Paradoxie der Subjekt-Objekt-Dichotomie ist damit jedoch nicht aufgelöst, sondern nur verschoben – und zwar in den Bereich der **Beziehung zwischen den jeweiligen Denkformen**.²⁹

²⁸ Laucken (2003, 382).

²⁹ Dies wird immer dann deutlich, **wenn aus einer Denkform heraus reklamiert wird, etwas über die Ganzheit sagen zu können. Hier lohnt nochmals der Blick auf Poppers Drei-Welten-Theorie, die nun auch beansprucht, für das Ganze zuständig zu sein, hierfür jedoch als Preis die dualistische Spaltung zwischen Materie und einem inneren Seelenwesen zu zahlen hat** (vgl. Eccles 1994).

Lassen wir dies am Beispiel der Geist-Materie-Diskussion etwas deutlicher werden. Aussagen wie folgende von Gerhard Roth – »Geist kann als physikalischer Zustand verstanden werden, genauso wie elektromagnetische Wellen, Mechanik, Wärme, Energie«³⁰ – haben zwar auf den ersten Blick eine durchaus suggestible Plausibilität. Bei genauerem Hinsehen verstecken sich hier die **Probleme der kausalen Relevanz** und der **Beziehungslogik**.

Zunächst ist festzustellen, dass die Annahme der kausalen Geschlossenheit eben genau jene Grenze erzeugt, die dann im Sinne des Postulats wissenschaftlicher Reinheit nicht mehr überschreitbar ist.

Da Naturwissenschaft in einer Weise zwischen Physik und Metaphysik unterscheidet, entsprechend der nur die fremdreferenziell zugerechneten Aspekte des Bewusstseins (die so genannte ›Außenwelt‹) als kausal wirksame Fakten zählen, erscheint das Kreuzen der Linie entweder als unsinnig, da eigentlich nichts da ist, wohin man hinübergelangen könne, oder man würde den Zusammenbruch der Unterscheidung in Kauf nehmen, da nun doch Kräfte jenseits der Physik als existent angenommen werden müssten.

³⁰ Zu finden in einem Kapitel mit dem Titel »Geist als physikalischer Zustand« (Roth 1997, 291 ff.).

182

Da jedoch die Tatsachen des Bewusstseins als Innen- wie auch Außenwelt evident erscheinen, bietet sich als alternatives Erklärungsmodell nun an – gleichsam als zwei Seiten einer Medaille – von einer nicht wechselwirkenden Parallelität der phänomenologischen und physikalischen Denkform auszugehen.

Formtheoretisch ergibt sich hier auf der einen Seite das Bild eines in sich geschlossenen Bewusstseins, das als ›Innenwelt‹ die Grenze zum *unmarked space* der ›wirklichen‹ Welt nicht überschreiten kann.

Auf der anderen Seite steht dann jene naturwissenschaftliche Grenzziehung, welche auf der Innenseite nur die der ›Außenwelt‹ zugerechneten Daten zulässt, wobei jedoch das hiermit ausgeschlossene Bewusstsein zumindest in methodologischer Hinsicht als Datenlieferant in Rechnung gestellt werden muss.

Ein solcher *Parallelismus* führt jedoch unweigerlich in Wittgensteins Dilemma, dass ein im strengen Sinne durchgeführter Realismus mit dem Solipsismus zusammenfallen muss,³² also Bewusstsein und Materie dann auch mit Blick auf die Welterklärung als kausal austauschbar zu denken sind.³³

³² Vgl. Wittgenstein (1990, Proposition 5.64).

³³ Wenn man nun aber von der wichtigen »Zusatzannahme« ausgeht, dass zwischen »den Einheiten und Zusammenhängen des einen Gegenstandsentwurfs und den Einheiten und Zusammenhängen des anderen Gegenstandsentwurfs eine strikte Zuordnungsparallelität« bestehe, dann ergibt sich nun die »beziehungslogische Frage«: »Wenn A und B strikt parallel funktionieren, kann nicht nur A durch B, sondern auch B durch A ersetzt werden. So sehen dies die meisten Parallelisten allerdings nicht« (Laucken 2003, 379 f.).

Die **Beziehung zwischen *mind* und *body*** lässt sich also weder als einfaches Kausalverhältnis noch als mitlaufendes Epiphänomen paradoxiefrei beschreiben.

Man kann eine **dritte Klasse von Erklärungen** versuchen, die sich begrifflich unter dem Stichwort der ›**Emergenz**‹ zusammenfassen lassen. **Epistemisch werden die erklärenden Phänomenbereiche nun in einer *modalen*, nicht mehr jedoch in einer kausalen Beziehung zueinander gesehen.**

183

Auf den ersten Blick weist diese Lösung eine hohe Plausibilität auf. **Die *theoretische Leerstelle* der Ermöglichungsbeziehung fungiert hier gleichsam als ein *semantischer Operator***, der anzeigt, dass es weitergeht. Der Trick besteht hier gleichsam darin, an der strengen kausalen Schließung der Denkformen festzuhalten. Zugleich hält man sich dennoch eine **Möglichkeit offen, deren Grenzen zu unterlaufen, ohne dabei jedoch äußern zu müssen, wie dies genau geschieht.** Entsprechend könnte man sagen: Der Begriff **Emergenz** steht hier sozusagen als **Metapher für die Notwendigkeit einer Brücke zwischen den Gegenstandsbereichen, ohne dabei die Trennung der Denkformen wirklich aufgeben zu können. Emergenz erklärt gewissermaßen dort, wo nicht erklärt werden kann.** Die Idee der Emergenz reflektiert sozusagen das Eingeständnis der Wissenschaft, dass man mit den eigenen Bordmitteln – also auf Basis der bislang getroffenen Unterscheidungen – nicht weiterkommt. Unweigerlich stoßen wir hier an die **Grenze der modernen Unterscheidung von Wissenschaft und Metaphysik.**

Die eigentliche Leistung des Begriffs der Emergenz liegt also weniger in seiner Erklärungskraft denn in der Möglichkeit, zwischen den separierten Sphären reiner Wissenschaft vermitteln zu können, indem Analogien und Homologien ins Spiel gebracht werden, die so lange funktionieren, wie der Diskurs sie trägt. Um es an dieser Stelle nochmals klarzustellen: Wir argumentieren hier als Soziologen. Es geht an dieser Stelle ausschließlich um die **Funktion von Begriffen und Leitunterscheidungen einer ausdifferenzierten Wissenschaft, die aus guten Gründen nicht hinter ihren eigenen Unterscheidungsgebrauch zurücktreten kann, einer Wissenschaft, die ihre Sätze nicht als Glauben, sondern als Hypothesen formuliert, die an Wahrheitsbedingungen geknüpft sind, welche die hiermit aufgeworfenen Paradoxien immerfort reifizieren.**